

Klaus Bellin schrieb die folgende Rezension der Briefe von Stefan Zweig 1932 bis 1942. Wir entnehmen den Text mit freundlicher Erlaubnis dem Sammelband:

Klaus Bellin, Augenblicke der Literatur. Dichter zwischen Klassik und Moderne. Berlin: trafo verlag, 2006.

Sturz in die Wirklichkeit

Die Jahre vor dem Freitod:
Stefan Zweig in seinen Briefen

Die letzten Bemühungen galten der "Schachnovelle" und dem Rückblick aufs eigene Leben. Im Sommer 1941 ging er in einem "wahren Parforceritt" die 400 Seiten der Autobiografie noch einmal durch. Er sei froh, schrieb er an den amerikanischen Verleger Ben Huebsch, "daß ich ohne Unterlaß, von morgens bis abends arbeitend, zu einer solchen tour de force fähig war". Wenigstens die Produktivität war ihm geblieben, der Wille, das Werk zu vollenden. Alles andere, die Lebensfreude, die heitere Gelassenheit, die man ihm nachsagte, hatte er längst verloren. Er lebte mit seiner zweiten Frau Lotte im brasilianischen Petropolis, in einem Haus mit großem Garten, schöner Terrasse und spottbilliger Dienerschaft, er hatte es hundertmal besser als die meisten Exilgefährten. Er war ein berühmter Schriftsteller gewesen, ein Bestsellerautor, und es gab auch jetzt keinen Grund, sich die geringsten Sorgen über den nächsten Tag zu machen. Aber darum ging es ja nicht. Es ging um die Welt, die von den Nazis ausgelöscht wurde und die er fassungslos in Schutt und Asche sinken sah, um die verlorene Helligkeit, die geschändeten Werte, die ihm hoch und heilig waren. Es war finster und kalt geworden, er spürte es noch im farbprächtigen, wenngleich bettelarmen Südamerika, und er litt darunter von Woche zu Woche mehr.

Die Briefe, die Stefan Zweig zwischen 1932 und 1942 schrieb und die nun, ediert von Knut Beck und Jeffrey B. Berlin, die vierbändige Ausgabe des S. Fischer-Verlages beschließen, erzählen die Tragödie des Mannes, der immer mutloser, immer verzweifelter wurde. Er war ein Humanist alter Schule, einer, der die Wahrheit und die Schönheit liebte, der hilfreich und gut war, aber auch arglos und naiv. Dass die Nazis seine Welt bedrohen, ja erbarmungslos zerstören würden, konnte er sich nicht vorstellen. "Die Menschen in Deutschland", schrieb er am 15. Januar 1931 an Romain Rolland, "haben mehr Angst als nötig. Nichts wird dort passieren. Ich fürchte die Hitler-Anhänger nicht, selbst wenn sie an die Macht kommen – nach zwei Monaten werden sie sich selbst zerfleischen." Dieselben Illusionen auch im Februar 1933. "Die Unruhe", erfuhr Ben Huebsch aus Salzburg, "ist groß, obwohl gar nichts eigentlich zu fürchten ist." Gut, es gäbe schon eine "regelrechte Hetze" gegen Schriftsteller und eine "gewisse Tendenz, unsere Bücher aus dem Buchhandel und den öffentlichen Bibliotheken usw. auszuschalten", Stefan Zweig wollte es ja nicht leugnen, aber, fügte er beruhigend hinzu, "ich nehme diese Dinge nicht sehr ernst". Im April, wieder in einem Brief an Rolland, kam er am Schluss auf Goebbels zu sprechen, der den "Juden Zweig" attackiert hatte, aber er fühlte sich nicht angesprochen. Damit, tröstete er sich, war ja Arnold gemeint, sein Namensvetter, nicht er, auch wenn die meisten es glaubten. Immerhin wurde in diesem Schreiben zum ersten Mal die Frage erörtert: "Soll ich besser bleiben? Soll ich gehen?" Noch hielt er an seinem Österreich fest: "Ich glaube, ich werde mich zum Bleiben entschließen."

Erst im August 1934 kam die Ernüchterung. Nach halbjährigem Aufenthalt aus London zurückgekehrt, fand er ein Österreich, das ihn nicht mehr erfreute. Der "Irrsinn" griff um sich. Als sein Haus, die noble Villa auf dem Kapuzinerberg, eine Schatzkammer mit wertvollen Kunstgegenständen, seltensten Büchern und Autografen, von der Polizei nach Waffen durchsucht wurde, war die Entscheidung gefallen. Er verließ Salzburg und reiste nach London. Von dort ging es nach Bath, dann nach

New York, schließlich nach Brasilien. Aus den Briefen, die er fortan schrieb, spricht die schiere Verzweiflung. Mit Bitterkeit registrierte er, wie man Hitler gewähren ließ, wie der Krieg immer näher rückte. Dieser Krieg, meinte er, werde so schrecklich werden, "daß wir ihn nicht überleben". Seine einzige Freude war das Buch, an dem er nun arbeitete, die Geschichte seines Lebens. "So will ich wenigstens ein Document hinterlassen, was wir geglaubt, wofür wir gelebt haben ..."

Stefan Zweig hat anfangs alle Bitten, im Kampf gegen die Nazis zu helfen, abgelehnt. "Ich bin keine polemische Natur", ließ er Klaus Mann wissen, der ihn für die Mitarbeit an seiner Zeitschrift "Die Sammlung" gewinnen wollte. Das "rein Aggressive", bekannte er, liege ihm nicht. Selbst der Titel "Der Scheiterhaufen" für eine Anthologie, die der Amsterdamer Exilverlag Allert de Lange plante, war ihm zu politisch. Stefan Zweig drohte, seinen Text zurückzuziehen. Im August 1936 schrieb er aus London, er kümmere sich nicht um Politik, gehe nicht in Gesellschaft und verteidige seinen Frieden. An dieser Haltung hat sich auch später nichts geändert. Aber für die Notrufe der Kollegen, die ihn erreichten, hatte er immer ein Ohr. Er war für viele die letzte Rettung, und er half, wo er konnte. Freilich: Seine Möglichkeiten waren begrenzt. "Diese Fälle", schrieb er seinem Freund Felix Braun, "wo man mit Geld nicht helfen kann und nicht mit seinem Einfluß, – mit nichts und nichts, diese täglichen Niederlagen gegenüber der Niedertracht der Welt, nur sie bedrücken mich. Gewiß, es rechtfertigt im ganzen meine Existenz und ihre bisherige Haltung, daß so viele Leute sich an mich wenden, aber dieses Vertrauen ist zur Zeit eine Höllenpein; es verätzt mir wie Vitriol die Seele."

Er starb jeden Tag ein bisschen mehr. Die Ohnmacht lähmte. Dazu kam die schwierige, von heftigen Auseinandersetzungen begleitete Trennung von seiner ersten Frau Friderike (die trotzdem seine Vertraute blieb), die sich auflösende Beziehung zu Romain Rolland, der Tod der Freunde Joseph Roth, Ernst Toller und Max Herrmann-Neiße. Und dann die letzte schockierende Nachricht: Die Japaner besetzten Singapur. Zweig las es morgens in der Zeitung. Als Gast seines brasilianischen Verlegers

hatte er sich den Karneval in Rio angesehen ("eine phantastische Sache"), aber er fühlte sich elender denn je. Wieder in Petropolis, schrieb er die "Schachnovelle" zu Ende und legte sie zum fertigen Erinnerungsbuch "Die Welt von gestern" und dem unvollendeten Balzac-Roman. Dann noch einmal ein Abend mit dem Schachpartner und letzte Briefe. Er grüßte alle seine Freunde: "Mögen sie die Morgenröte noch sehen nach der langen Nacht. Ich, allzu Ungeduldiger, gehe ihnen voraus!" Am nächsten Tag, dem 22. Februar 1942, einem Sonntag, nahmen Lotte und Stefan Zweig das Gift. Als man sie fand, waren sie bereits tot.

Dieser Briefband, vielleicht der wichtigste, auch erschütterndste in der mustergültig edierten Sammlung der Korrespondenz, erzählt vom schrecklichen Erwachen eines Ahnungslosen. Er protokolliert, wie ein angesehener, kultivierter und im Grunde unpolitischer Schriftsteller aus seiner großbürgerlichen Behaglichkeit in die brutale Wirklichkeit fiel, eine Weile ums Überleben rang und schließlich aufgab. Es ist die traurigste Geschichte, die wir von Stefan Zweig kennen.

Stefan Zweig: Briefe 1932–1942. Hg. von Knut Beck und Jeffrey B. Berlin. S. Fischer Verlag